

Zur neuerlichen Verunglimpfung der Oktoberrevolution

Es „droht“ der 100. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Die Medien bereiten sich jetzt schon darauf vor, dieses Ereignis zu verfälschen. So brachte der MDR am Sonntag, dem 17. Juli, eine Dokumentation unter dem Titel „Lenin, die Deutschen und der Zarenmord“. Es ist wie immer das gleiche Schema. Einige Fakten stimmen. Dazu kommen dann noch einzelne Halbwahrheiten. Der Rest sind Lügen. Das fängt schon bei Kleinigkeiten an. In der Vorschau der Zeitschrift „Super TV“ wird Lenin als sehr eitler Mensch bezeichnet, weil er immer großen Wert auf sein Äußeres legte und immer gut gekleidet war. Dazu gibt es die glaubwürdige Geschichte, daß Clara Zetkin Lenin Anfang der 20er Jahre fragte: „Wladimir Iljitsch, haben Sie diesen Anzug nicht schon 1907 auf dem Stuttgarter Sozialistenkongreß getragen?“ Lenin freute sich, und sagte: „Haben Sie ihn erkannt?“ Aber Clara Zetkin schimpfte mit ihm. Er solle sich einen neuen Anzug zulegen. Die Fernsehmacher müssen andererseits zugeben, daß Lenins Lebensstil asketisch war. Er trank nicht und rauchte nicht. Sie bescheinigen ihm auch, daß er intelligent war, mehrere Fremdsprachen beherrschte und Beethoven liebte. Leute, die Lenin achteten, sagten ihm nach, daß seine einzige Eitelkeit seine geistige Überlegenheit war. Woher die Autoren allerdings den Blödsinn haben, daß Lenin 99,5 Prozent aller Marxisten als Vollidioten bezeichnet haben soll, und nur sich selbst als Marxisten gesehen hat, bleibt unerfindlich. Angeknüpft wird dieser Unsinn an Lenins berechtigte Auseinandersetzung mit Kautsky. Lenin schätzte Karl Marx und Friedrich Engels sehr hoch ein. Und auf der Fahrt 1917 durch Deutschland begleiteten ihn – so der Film – seine marxistischen Freunde.

Dem Hauptdarsteller haben die Maskenbildner eine gewisse Ähnlichkeit mit Lenin verschafft. Sein Spiel hat mit dem wirklichen Lenin allerdings nicht viel zu tun. Seine Kenntnisse über diese herausragende Persönlichkeit der Weltgeschichte sind offenbar begrenzt. Aus der Schulzeit erinnert er sich noch an die Gedichtzeile „Im Kreml brennt noch Licht“. Das Gedicht war aber nicht Lenin, sondern Stalin gewidmet.

Lenin sei von einer gnadenlosen Härte und von Macht besessen gewesen, heißt es in der „Dokumentation“. Er war aber trotzdem kein Gewaltmensch. Behauptet wird, er wäre zänkisch, despotisch und ziemlich skrupellos gewesen. Mit Arbeitern und Bauern soll er nicht in Berührung gekommen sein. Die Autoren stellen ihn als „Getriebenen“ dar, der den Tod seines Bruders mit aller Gewalt rächen wollte. Dieser war nach einem gescheiterten Attentatsversuch auf den Zaren hingerichtet worden. Lenin erklärte dagegen: „Wir gehen einen anderen Weg.“ Sein Ziel, für die Völker Rußlands eine sozial gerechte Gesellschaft zu erkämpfen, wird in der Dokumentation in absurder Form als sein „Traum“ gewertet, das

Land in ein „preußisches Büro“ zu verwandeln. Relativ breiten Raum nimmt die Reise der Bolschewiki im plombierten Wagen aus der Schweiz durch Deutschland nach Rußland ein.



Befehdet seit dem ersten Tag ...
Plakat von Walter Schnackenberg (1919)

Erwähnt wird, daß die Bolschewiki die einzige Kraft in Rußland waren, die die sofortige Beendigung des Krieges forderten. Es wird auch darauf hingewiesen, daß Lenin im Prinzip der Auffassung war, daß die sozialistische Revolution zuerst in den am weitesten entwickelten kapitalistischen Ländern ausbrechen würde. Er erkannte aber auch, daß Rußland das schwächste Glied in der Kette der kapitalistischen Staaten war und daher hier die Revolution beginnen könnte, die sich dann zur Weltrevolution entwickeln sollte. Grenzen hielt er für entbehrlich, und er wollte einen Dachverband der friedliebenden Menschen schaffen – heißt es in der Dokumentation.

Die Beziehungen zu Deutschland und der „Zarenmord“, den Lenin nicht befohlen hatte, spielen eine besondere Rolle in dem Film. Es wird zwar richtig festgestellt, daß der russische Zar wegen seines grausamen Vorgehens gegen friedliche Proteste und wegen der Unterdrückung von Minderheiten den Beinamen „der Blutige“ trug, aber er wäre nicht nur ein Machtzyniker, sondern auch seiner Familie treu ergeben gewesen. Er wird auch als sehr gebildet hingestellt, was nicht der Wahrheit entsprach. Richtig war die Bemerkung, daß es in Rußland keine Kraft gab, die das Ende der Zarenherrschaft bedauerte. Eine Anfrage in London ergab, daß man hier die Zarenfamilie nicht haben wollte. Das wäre aber nicht die Entscheidung der Regierung, sondern die des Parlaments gewesen.

Beim Frieden von Brest-Litowsk wird für den gewaltigen Gebietsverlust, den Rußland erleidet, nicht der raubgierige deutsche Imperialismus verantwortlich gemacht, sondern Lenins Politik.

Die Oktoberrevolution selbst spielt in der Dokumentation kaum eine Rolle. Immerhin wird zugegeben, daß die Provisorische Regierung die sozialen Probleme nicht gelöst und den Krieg nicht beendet hatte. Die Bolschewiki erhielten bei Wahlen in Moskau daher mehr als die Hälfte der Stimmen. Der bewaffnete Aufstand am 7. und 8. November 1917 wird erwartungsgemäß als Coup, als Staatsstreich, ausgegeben. Lenin habe zwar zum Sturz der Provisorischen Regierung aufgerufen. Die Führung des Aufstandes übernahm er jedoch nicht wegen seiner Geistesstärke, sondern er habe sich „wie ein Vampir“ von den Fehlern seiner Gegner ernährt. Von den Dekreten über den Frieden und über den Grund und Boden erfährt man nichts, ebenso wenig über die grundlegende Veränderung der Eigentumsverhältnisse. Es könnte ja jemand auf die Idee kommen, das heute unter veränderten Bedingungen zu verwirklichen.

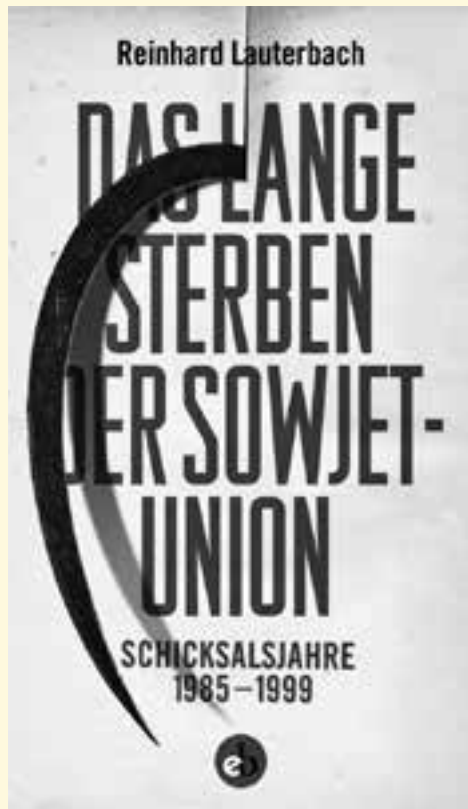
Die Autoren kommen nicht umhin, zuzugeben, daß die eigentliche Revolution nur wenige Opfer gefordert hat. Sie behaupten nun, daß die Revolutionäre die Weinkeller der Zarenresidenz plünderten und in den folgenden Tagen betrunken viele Untaten verübten. Tatsächlich war es die einheimische Konterrevolution, unterstützt durch die Intervention von 14 imperialistischen Staaten, die für Millionen Tote im Bürgerkrieg die Verantwortung trug. Dem blutigen weißen Terror setzten die Bolschewiki ihren roten Terror entgegen und jagten Weißgardisten und ausländische Interventionen zum Teufel. Trotz aller Schmähungen bleibt die Große Sozialistische Oktoberrevolution 1917 in Rußland eine Sternstunde der Menschheit.

Bestimmt nicht ohne Absicht folgte im MDR unmittelbar danach eine Dokumentation unter dem Titel „Katharina die Große – die Zarin aus Zerbst“. Sie habe sich ähnlich skrupellos an die Macht gekämpft wie Lenin, indem sie durch eine Palastrevolution den Zaren Peter III. stürzte und später ermorden ließ. Hauptsächlich wird die Geschichte ihrer Liebschaften erzählt. Es wird aber auch nicht verschwiegen, daß unter ihrer Herrschaft der Bauernaufstand unter Pugatschow blutig niedergeschlagen und dieser hingerichtet wurde. Sie lehnte angeblich die Leibeigenschaft ab, führte aber eine Reihe von Reformen zur Festigung des feudalabsolutistischen Systems in Rußland durch. In zwei erfolgreichen Kriegen gegen die Türkei gelang Rußland in dieser Zeit der Durchbruch zum Schwarzen Meer. Nicht erwähnt wird, daß Rußland, Österreich und Preußen Polen unter sich aufteilten, so daß dieses Land aufhörte zu existieren.

Dr. Kurt Laser

Gorbatschows Perestroika und die Folgen

Totengräber oder Scharlatan?



Sein neues Buch „Das lange Sterben der Sowjetunion. Schicksalsjahre 1985–1999“ meint Reinhard Lauterbach, Korrespondent für Rußland und Osteuropa, sei „ein journalistischer Essay“, „keine Darstellung mit wissenschaftlichem Anspruch“. So erkläre sich der relativ breite Zugriff auf Memoirenliteratur von Akteuren der Perestroika. Die Primärquellen aus den letzten Jahren der Sowjetunion seien nur teilweise veröffentlicht „und dies im Auftrag der Gorbatschow-Stiftung“, so daß das Handeln des letzten Generalsekretärs der KPdSU und Staatsoberhauptes der Sowjetunion, Michail Gorbatschow, und seiner Mannschaft „ins rechte Licht“ gerückt werde. Die besten Darstellungen stammen demnach mit Ausnahme der „Geschichte der Sowjetunion“ des Historikers Manfred Hildermeier von englischsprachigen Autoren. Den Grund dafür sieht Lauterbach darin, daß die deutschsprachigen „mit wenigen Ausnahmen geblendet davon“ seien, was Gorbatschow für Osteuropa und Deutschland „getan“ habe. Sie interessierten sich nur in zweiter Linie dafür, was er für sein Land bewirkt habe.

Das Buch des Historikers und Slawisten Lauterbach füllt so eine Lücke. Der Text liefert vor allem eine Skizze der Zeit zwischen der Wahl Gorbatschows zum Generalsekretär im März 1985 und dem Aufstieg Wladimir Putins zum Ministerpräsidenten und zum Präsidenten der Rußländischen Föderation im Jahr 1999. Der Autor legt einleitend sein

methodisches Untersuchungs„besteck“ dar und greift durchgängig, vor allem aber im ersten Kapitel („Der Sozialismus als Dauerbaustelle. Die Vorgeschichte der Perestroika“), mit Bezug auf Stalins Schrift „Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR“ aus dem Jahr 1952 eine theoretische Frage auf: Welche Rolle spielten das Wertgesetz und Elemente der Marktwirtschaft im sowjetischen Sozialismus? Lauterbach beantwortet die Frage nicht eindeutig, meint aber offenbar, daß ihre Nichtbearbeitung zu jenem wirtschaftlichen Desaster beigetragen hat, mit dem das Ende der Sowjetunion eingeleitet wurde. Er charakterisiert jedenfalls seinen Band als einen Versuch, „die Geschichte des Verfalls und Untergangs der Sowjetunion als die Geschichte einer wachsenden Unzufriedenheit der sowjetischen Führung mit der von ihr selbst gestalteten Gesellschaftsordnung zu erzählen“. Der Kern seiner Argumentation sei, „daß Gorbatschow und sein künftiger Außenminister Edward Schewardnadse und die übrigen ‚Reformer‘ einen Parteiflügel repräsentierten, der dem Land eine andere Staatsräson verpassen wollte“.

Den meist moralisch getönten Vorwurf des „Verrats“ streift Lauterbach und weist darauf hin, je massiver dieser erhoben werde, desto dünner seien die Beweise. So geistere eine Rede Gorbatschows durchs Internet, die er an der Amerikanischen Universität in Ankara 1999 gehalten und in der er erklärt habe, sein Lebensziel sei die Beseitigung des Kommunismus in der Sowjetunion gewesen. Das habe er schon zu Studentenzeiten mit seiner Ehefrau Raissa beschlossen. Das Problem: Diese Universität gibt es nicht. Lauterbach räumt ein, daß es belegbare Äußerungen Gorbatschows gibt, die „ein falsches Spiel“ nahelegen, etwa ein „Spiegel“-Interview aus dem Jahr 1993. Stets handele es sich aber um Selbstinterpretationen im nachhinein.

Der Autor geht davon aus, daß Gorbatschow und seine Unterstützer in der sowjetischen Führung Anfang der 80er Jahre im Kapitalismus ihrer Zeit, insbesondere in der „sozialen Marktwirtschaft“, ein positives Gegenbild zur eigenen Gesellschaftsordnung sahen. Lauterbach fragt daran anschließend, wieviel „Gegen“ in der sowjetischen Gesellschaft wirklich enthalten war und ob Gorbatschow „der Mörder des sowjetischen Sozialismus, sein Totengräber oder ein Scharlatan im Arztkittel“ gewesen sei. Auf jeden Fall habe das Programm des Fahnenwechsels „schöne Fensterreden“ ebenso eingeschlossen „wie politische Täuschungsmanöver“. Immerhin habe er in den Entscheidungsgremien der KPdSU nie eine Mehrheit besessen und habe darauf setzen müssen, „daß die schweigende Mehrheit weiter schwieg“. Lauterbach vergleicht Gorbatschows Strategie mit der, die Naomi Klein mit dem Begriff „Schockstarre“ für den Sieg des Neoliberalismus in

der kapitalistischen Welt beschrieben hat: Eine entschlossene Minderheit nutzt soziale Katastrophen, um das, was sie ohnehin vorhat, ohne größeren Widerspruch durchzusetzen. Dabei würden zunächst beherrschbare Schwierigkeiten ignoriert, bis sie wirklich krisenhafte Ausmaße angenommen hätten. Das eigene Handeln werde dann als alternativlos dargestellt: „Gorbatschows monotoner Verweis auf ‚das Leben‘, das dieses oder jenes verlange – und dem sich entgegensustellen per definitionem zwecklos sei –, ist eine gewollte Begriffslosigkeit, die, wie mir scheint, weniger auf politische Dummheit als auf eine solche Strategie hindeutet.“

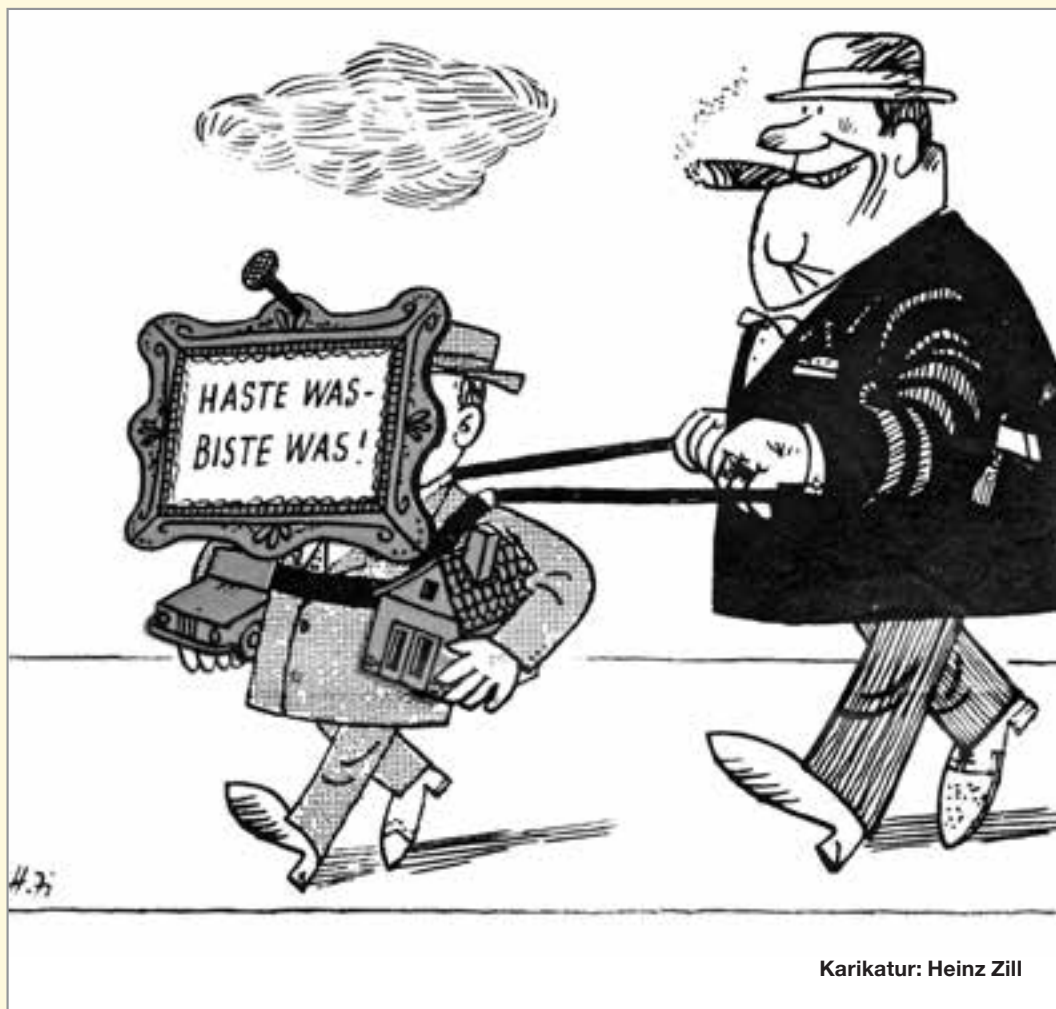
Für das Auseinanderbrechen der Sowjetunion habe er so die Voraussetzungen geschaffen, aber konkret gehandelt habe zum Schluß Boris Jelzin. Die Richtungsentscheidung „Mehr Markt!“ und „Weg mit dem Plan!“ habe die unbeabsichtigte Nebenfolge gehabt, daß die Nationalitätenprobleme „zu nicht vorgesehener Schärfe“ eskalieren. Nicht zu vergessen sei schließlich „der Faktor Pech“: Erstens der von den USA und Saudi-Arabien gezielt herbeigeführte Fall des Ölpreises in den 80er Jahren. Der wurde zum „Erfolg“ durch die Fehlentscheidung vor Gorbatschows Zeit, auf den Rohstoffexport zu setzen und sich damit in die Position eines Entwicklungslandes zu begeben. Zweitens sei das Reaktorunglück von Tschernobyl im April 1986 zu nennen, dessen Bewältigung den Fünfjahrplan irreversibel durcheinanderbrachte. Drittens das schwere Erdbeben in Armenien vom Dezember 1988, das 25 000 Tote und eine in großen Teilen zerstörte Unionsrepublik hinterließ.

In den sieben Kapiteln des Buches, hinzu kommen Prolog und Epilog, schildert Lauterbach chronologisch die Ereignisse kenntnisreich, einprägsam durch die Klarheit seiner Thesen und stilistisch souverän. Das Buch ist eine Fundgrube. An dieser Stelle sei nur hervorgehoben, daß der Zusammenhang zwischen Gorbatschows Wirtschaftspolitik und dem daraus resultierenden Hochkochen der sehr unterschiedlichen Nationalismen etwa in Zentralasien und in den baltischen Unionsrepubliken hier zwingend und zugleich differenziert analysiert wird. Lauterbachs Buch wird von den grundsätzlichen Fragen getragen, die er aufwirft und denen er, gestützt auf die reale Entwicklung, nachgeht, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren. Er beendet es mit der Szene aus Brechts „Flüchtlingsgesprächen“, in der Ziffel und Kalle auf den Sozialismus anstoßen. Nüchtern, realistisch, aber nicht ohne Leidenschaft.

Arnold Schölzel

Reinhard Lauterbach: Das lange Sterben der Sowjetunion. Schicksalsjahre 1985–1999. Edition Berolina, Berlin 2016, 224 Seiten, 14,99 Euro

„Haste was, dann biste was“?



Karikatur: Heinz Zill

Über dem Arbeitsplatz meines alten Schuhmachermeisters hängt ein Schild mit folgendem Text: „Kannste was, dann haste was. Haste was, dann biste was!“ Das Schild ist schon recht verstaubt – vor allem vom Text her. Man sieht ihm an, daß es schon Generationen überdauert hat. Es stammt ganz sicher aus jener Zeit der Gründerjahre, in denen die kapitalistische Klasse erbarmungslos Jagd auf Profit, Geld und Besitz machte.

Die Bourgeoisie hat, wie Marx und Engels schon im Kommunistischen Manifest geschrieben, „kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘“. Die persönliche Würde des Menschen ist „in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt“. Wie wahr und für unsere gesellschaftlichen Verhältnisse geradezu unheimlich zutreffend sind diese Worte!

Ihre aus dem Profit- und Machtkampf entstandene Lebensphilosophie versucht die Kapitalistenklasse auch zum ausschließlichen Sinn des Lebens für alle Menschen zu erheben. Der Mensch soll in der imperialistischen Gesellschaft zum vereinzelt, egoistischen Wesen manipuliert werden. Etwa unter dem Motto: Jeder ist sich selbst

der nächste! Wer hat die stärksten Ellbogen? Wem gelingt es am besten in „eiskalter egoistischer Berechnung“, sich den besten Job zu verschaffen?

Treffen wir nicht täglich auf solche und ähnliche Auffassungen, ausgesprochen und auch unausgesprochen?

Menschen, die lieber auf das Denken als auf das Auto verzichten – eine solche Masse moralisch und geistig verkrüppelter menschlicher Wesen braucht das spätkapitalistische System. Denn mit einer „Haste was, dann biste was“-Lebensmaxime werden Monopole, ihre Macht und ihre maßlos steigen den Profite nicht gefährdet. Eine solche von den imperialistischen Meinungsmachern suggerierte Auffassung trägt vielmehr dazu bei, die Hirne zu vernebeln, sie anpassungsfähig an die Bedürfnisse des Kapitals zu machen und schließlich die schaffenden Menschen vom Kampf um ihre echten Interessen gegen die überlebte imperialistische Gesellschaft abzuhalten. Die Wahrheit des Lebens ist die, und sie ist geschichtsnotorisch: Alle Errungenschaften der werktätigen schaffenden Menschen, politischer und materieller Art, wurden nicht durch die Befolgung bürgerlich-mystischer Lebensweisheiten erworben, sondern nur im gemeinsamen Kampf aller

Ausgebeuteten, in harten Klassenausscheidungen mit der Unterdrückter-Klasse errungen – damals wie heute.

Mein alter Schuhmacher ist sich gewiß nicht bewußt, welch' inhumane Aussage er mit seinem Sprüchlein in seiner kleinen Werkstatt vertritt. Noch weniger weiß er vielleicht, daß in einem Teil der Welt seine fragwürdige Lebensweisheit eine vom Worttext geringe, aber von der Aussage her gewaltige Umstellung erfahren hat. „Wer etwas kann, der ist auch etwas!“ So etwa läßt sich das Ansehen der Persönlichkeit beschreiben, wie sie in den sozialistischen Ländern gesehen und gewertet wird. Nicht der gilt etwas, der sich auf „Statussymbole“ wie Haus, Grundstück, finanziellen Reichtum stützt, sondern jener, der sich vom Ungelernten zum Facharbeiter, vom Facharbeiter zum Meister, vom Meister zum Ingenieur usw. qualifiziert. Der Sozialismus gibt ihm dazu alle Möglichkeiten. Mit der Beseitigung der politischen und ökonomischen Macht der Monopole wurden auch die Grundlagen für bürgerlich inhumane Lebensweisheiten aller Schattierungen entzogen. Und hinzufügen ließe sich: Die Industrie- und Geistesarbeiter im Sozialismus, sie „haben tatsächlich was“, was ihrer Stellung und Würde entspricht – die Macht nämlich. Und sie sind

auch „was“: Herren in ihrem Staat!

Der Sozialismus ist weit davon entfernt, der Entsagung irdischer Güter das Wort zu reden. Wer viel leistet für die Gesellschaft, der soll auch seinen entsprechenden Anteil haben. Aber materieller Reichtum ist im Sozialismus nicht mehr Selbstzweck. An erster Stelle – immer wieder als der Sinn allen Wirkens – steht der Mensch und sein Wohl! So sind alle geschaffenen Werte allen zugänglich – entsprechend dem Anteil, den der einzelne der ganzen Gesellschaft zu geben bereit und in der Lage ist. Der alte Schuhmacher ist – wenn ich mir so sein Ladeninneres betrachte – keiner von den „großen Haien“. Aber er unterliegt noch der weitverbreiteten und von den Herrschenden gewährten Vorstellung, daß man „haben“ muß, um „etwas zu sein“. Seine Nachfahren werden eines Tages das Schild abnehmen und es kopfschüttelnd betrachten. Das wird dann sein, wenn sich auch in unserer Stadt (*Westberlin, d. Red.*) die Menschen infolge veränderter gesellschaftlicher Verhältnisse von Sklaven der Dinge zu Herren über die Dinge erheben werden.

Helmuth Hellge

Aus: „Die Wahrheit“, Westberlin, 21./22. August 1971

Christentum und Sozialismus – ein unaufhebbarer Widerspruch?

Ein nahezu vergessener Schriftsteller namens Montini, der in Rom lebte und Enzykliken schrieb (Paul VI.), erklärte gelegentlich einer Reise nach Kolumbien den Hungernden in Bogotá, Revolutionen seien nicht mit dem Geiste des Christentums vereinbar. Das war, meine ich,

jahrhundertlang versäumt, die unwürdigen gesellschaftlichen Konditionen zu analysieren, die den einzelnen auch im moralischen Sinne unfrei machen, weil sie seine Bewußtwerdung verhindern, und hat die Erarbeitung gesellschaftlicher Gegenmodelle den ach so gottlosen Marxisten

Daneben gilt: „Die Wahrheit ist immer konkret“ (Lenin, bezugnehmend auf Hegel), und wahre Ideen, ob sie nun im Neuen Testament oder bei Hegel, Marx oder Lenin formuliert sind, existieren nicht für sich, sondern für den Menschen jetzt und hier, d. h. sie bedürfen der Verwirklichung am genauen historischen Ort, in genau dieser unserer konkreten gesellschaftlichen Lage. Von der Bergpredigt bis zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist es so weit wie von der Theorie zur Praxis; das eine ist nichts wert ohne das andere, und wenn jemand aufgrund religiöser Erfahrung (was immer das sein mag) Nächstenliebe in soziale Tat umsetzt und somit Christentum und Sozialismus als Einheit in seiner Person verkörpert, so soll mir das recht sein, und ich nenne es ein hervorragendes Beispiel, dem die Ekklesia nachzueifern sollte.

Allerdings möchte ich wetten, daß die Arbeiterpriester in Frankreich und Spanien oder anderswo nicht nur das Neue Testament, sondern vor allem neuere und differenziertere Schriften gelesen haben und sich eher auf alles andere als irgendwelche vagen und sentimentalen Anmutungserlebnisse berufen.

Von solch politischer Konsequenz mag die Ekklesia offiziell nichts annehmen; sie duldet sie bestenfalls, solange es ihr und ihrem dogmatisch angestregten Wahrheitsmonopol nicht an den Kraken geht. Sie – die „Infame“, wie Voltaire sie genannt hat – hat die Caritas institutionalisiert anstatt sie überflüssig zu machen, weil sie die gesellschaftlichen Grundübel nicht beseitigen, die bestehenden Macht- und Besitzverhältnisse nicht ändern will; sie gibt dem Notleidenden Almosen, um ihm ungestört die Rechte vorenthalten zu können, die ihm zustehen; sie verleugnet die Ideen des Nazareners, in dessen Geist sie zu handeln vorgibt, und würde ihn kreuzigen, sobald er wiederkäme. Man lese Dostojewskis „Großinquisitor“ und anschließend eine beliebige Ausgabe des „L'Osservatore Romano“! Man wird Dostojewski zustimmen. Und noch eins: Mahatma Gandhi hat gesagt: „Den Hungernden erscheint Gott in der Gestalt des Brotes.“ Ich glaube kaum, daß er damit die Eucharistie gemeint hat, denn eine Alternative zu profanem Brot wäre tatsächlich Opium.

Fazit: Wenn die Kirche sich dazu durchringen könnte, sich von ihrem überflüssigen Besitz zu trennen und an die Hungernden in aller Welt statt Bibeln Brot zu verteilen, so könnte ihre Lehre vielleicht überzeugen. Denn ob es ihr paßt oder nicht – gemessen wird sie nicht an ihren Worten, sondern allemal an ihren Taten!

Theodor Weißenborn



Zeichnung: Arno Fleischer

eine sehr richtige Feststellung, die ich aus anderer Richtung wie folgt stützen möchte: Das Christentum, das Montini im Sinn hatte (nicht das des Nazareners!) ist nicht mit dem Geist der Revolution vereinbar, denn so, wie es von den Amtskirchen repräsentiert und zur ideologischen Absicherung von Herrschaftsansprüchen mißbraucht wird, steht es notwendig im Pakt mit der kapitalistischen Gesellschaft und mit faschistischen Regimen (siehe hierzu Karlheinz Deschner: „Kirche und Faschismus“). Diese Tatsache schmälert nicht die hervorragenden Leistungen einzelner Christen (Camilo Torres, Ivan Illich, Leonardo Boff und anderer), die es im Gegenteil gegen die offizielle Politik der Ekklesia (Amtskirche) in Schutz zu nehmen gilt. Peinlich wird die Sache, wenn kirchliche Kreise die persönlichen Verdienste dieser Männer als Beweis für den Fortschritt der Kirche hinzustellen versuchen.

Die Kirche hatte fast 2000 Jahre Zeit und hätte aufgrund ihrer politischen Macht längst die Gesellschaft in ihren Einflußgebieten sozialisieren können, wenn es ihr dazu nicht sowohl am Willen wie auch am Konzept gefehlt hätte. Aber überaus und über Gebühr beschäftigt mit gruppen-, schichten- und klassenweiser Anpassungstherapie und privater Seelenmassage und dem nicht einmal psychologisch-rational, sondern mythisch-mystisch verstandenen Seelenheil des einzelnen, hat sie

überlassen. Rundheraus: Ich halte Sozialismus und Christentum zwar nicht von der Idee her, aber de facto für unvereinbar. Hier Dynamik, Veränderung, Fortschritt – dort statisches Beharren auf einmal erlangten Machtpositionen, Stabilisierung kapitalistisch-feudalistischer Herrschaftssysteme, Unterstützung korrupter, faschistischer oder faschistoider Regime, Verhinderung von Sozialreformen, Wissenschaftsfeindlichkeit und als makabre Pointe die Rehabilitierung Galileis fast zum selben Zeitpunkt, da Paul VI. seinen Anhängern den Gebrauch empfangnisverhütender Mittel verbot. Was soll man dazu noch sagen?

Hier könnte man einwenden, ich setzte die Ideen des Christentums, wie sie im Neuen Testament (insbesondere in der Bergpredigt) formuliert sind, kurzschlüssig gleich mit den Lehren der Amtskirche. Ich stelle daher klar: Was dem Sozialismus entgegensteht, das sind nicht der menschenfreundliche Geist des Nazareners, nicht die Lehre Jesu, der Nächstenliebe und Barmherzigkeit predigte, sondern das, was die Kirche verräterischerweise aus dieser jesuanischen Lehre gemacht hat (von der Rechtfertigung der Sklaverei durch den Apostel Paulus über die Verbrennung von Ketzern und Hexen bis hin zur Ablehnung der Demokratie, die einer ihrer Päpste als „moderne Geisteskrankheit“ bezeichnete, und zur Nichtratifizierung der Charta der Menschenrechte)!